



**Abb. 1** Fortuna, die Göttin des Glücks und Schicksals, wurde oft mit verbundenen Augen dargestellt. Blindlings scheint sie ihre Gaben zu verteilen. Das Gemälde *Fortuna* (1754) des schlesischen Malers Taddeo Kuntze steht ganz in dieser ikonografischen Tradition. Kuntze war ein Zeitgenosse Kants.

## Kant und das Glück

Wird gefragt, was für die Gestaltung des menschlichen Lebens wesentlich ist, so kommt dem Glück und dem Streben nach Glück in der Einschätzung Kants nicht der höchste Wert zu. Anders als es ein bis heute wirkmächtiges Vorurteil nahelegt, unterschätzt Kant aber auf der anderen Seite das Streben des Menschen nach Glück keineswegs. Eine Auseinandersetzung mit Kants Begriff des Glücks kann sich an den folgenden Fragen orientieren: 1. Glück — was ist das? 2. Nach Glück streben — warum und wie tun wir das? 3. Gerechtes Glück — gibt es das?

### GLÜCK — WAS IST DAS?

Kant spricht vom Glück in vielfacher Weise. Er benutzt neben dem einfachen Ausdruck ›Glück‹ nicht selten die Formulierung ›Glückseligkeit‹. Letztere wird im heutigen Sprachgebrauch allein dann herangezogen, wenn von Glück in emphatischer Weise die Rede ist. Diese Konnotation gilt für Kants Verwendung des Wortes ›Glückseligkeit‹ nicht. Allenfalls bringt er darin eine Art Glück zum Ausdruck, das nicht als Episode, sondern als eine Erfüllung gedacht ist, die einzelne Situationen übergreift.

Damit gerät bereits eine wichtige Unterscheidung zwischen zwei Sorten von Glück in den Blick, der Kant nachgeht. ›Glück‹ als episodisches Phänomen einer mir und Anderen willkommenen Fügung der Dinge ist gemeint, wenn Kant zum Beispiel von der Möglichkeit spricht, »blind« und »auf gut Glück« ein Erzvorkommen zu entdecken (*Anthropologie*, 223), oder davon, dass Friedensaussichten wachsen, »wenn das Glück es so fügt: daß ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich zu einer Republik [...] bilden kann« (*Frieden*, 356). Hier ist Glück im Sinne von ›fortuna‹, ›chance‹, ›luck‹ angesprochen.

Was Glück jenseits solch fragiler Fügungen ist, wie sie sich im Lauf der Dinge und unabhängig von den eigenen Anstrengungen formieren und wieder auflösen, bestimmt Kant in einer vielzitierten Stelle aus der *Critik der reinen Vernunft* so: »Glückseligkeit ist die Befriedigung aller unserer

Neigungen, (so wol extensive, der Mannigfaltigkeit derselben, als intensive, dem Grade, und auch protensive, der Dauer nach)« (CrV A 806 B 834). Es ist deutlich, dass Glück hier als eine Erfüllung avisiert wird, die in jeder Hinsicht vollständig ist. Als solche schwebt sie den Menschen, so sieht es Kant, wenigstens als »Idee« vor. Idee ist sie, weil sie der Vorstellung nach »ein absolutes Ganze[s], ein Maximum des Wohlbefindens, in meinem gegenwärtigen und jedem zukünftigen Zustande« enthält (*Grundlegung*, 418). Damit ist von vornherein klar, dass es sich niemals wird realisieren lassen. Dieses Ganze ist etwas, das wir in Gedanken haben, aber nie sein oder leben können.

Verliert Kant also die lebensweltlich jederzeit beschränkte Wirklichkeit des Glücks aus den Augen? Nein, das tut er nicht. Er trägt der notwendigen Begrenztheit jedes empirisch erstrebten oder je gelebten Glücks dadurch Rechnung, dass er die Idee vom Glück zwar für unverzichtbar und — wie wir sehen werden — philosophisch gehaltvoll hält. Doch er nimmt ihr in pragmatisch-praktischer Perspektive die Spitze, indem er sie in dieser Perspektive als eine »schwankende Idee« qualifiziert (*Grundlegung*, 399). Schwankend ist die Idee des Glücks, weil die Menschen sich von der ›Summe‹ der Befriedigung aller ihrer Neigungen niemals einen bestimmten und sicheren Begriff machen können. Gleichwohl wünschen sie sich eine solch umfassende Erfüllung. Alles, was zu ihr gehören könnte, aber kann nur empirisch gekannt und angestrebt werden. Als solches unterliegt es dann auch den Grenzen des Empirischen: Es ist partikular und veränderlich, es ist durch besondere zeitliche und räumliche Umstände geprägt, es ist vergänglich und so weiter.

Die Menschen werden also in ihrem Glücksstreben immer wieder auf Grundsätze der Erfahrung zurückgreifen müssen, die fallibel sind. Das heißt, sie können sich in ihrer Einschätzung der Mittel und auch der Ziele, die sie sich setzen, um zum Glück zu gelangen, irren. Beides, die Wahl der Mittel und der Ziele, kann nur gelingen, wenn die eigenen Neigungen und Kräfte im Verhältnis zu den spezifischen Tatbeständen und Kräften, die in der Welt gegeben sind, richtig beurteilt werden. Jeder und jede kann ermessen, wie

schwierig es ist, zu einer auch nur einigermaßen korrekten Erkenntnis dieser vielen Faktoren zu kommen, die jeweils im Spiel sind und in Wechselwirkung stehen. Entsprechend betont Kant den Gesichtspunkt des uns fehlenden Einblicks in das Zusammenspiel der Dinge und Kräfte im Verhältnis zu unseren Wünschen. Selbst der »einsehendste und zugleich allervermögendste« Mensch wäre heillos überfordert, sollte er sagen, »was ihn wahrhaftig glücklich machen werde«: »darum, weil hiezu Allwissenheit erforderlich seyn würde« (*Grundlegung*, 418).

Nicht zuletzt aufgrund der epistemischen Schranken, die gleichsam mathematisch verfahrenende Kalkulationen unserer Glücksaussichten zum Scheitern verurteilen, kommt dem je individuellen Profil des Entwurfs, den die Einzelnen sich von ihrem Glück machen, ein besonderes Gewicht zu. Kein präzise bestimmter Begriff der Vernunft vermag, so Kant, solche Entwürfe zu leiten. Vielmehr muss das individuell angestrebte Glück als ein »Ideal [...] der Einbildungskraft« angesehen werden (ebd.).

Die Idee ist ein allgemeiner Begriff, durch den etwas – zum Beispiel Tugend, Recht oder Gerechtigkeit – in Vollkommenheit vorgestellt wird. Damit ist von vornherein klar, dass nichts in der Erfahrung solchen Ideen jemals vollständig entsprechen könnte. Auch der oben zitierte Begriff vom Glück, wie ihn Kant in der ersten *Critik* formuliert, scheint von dieser Art zu sein. Kant ist der Meinung, dass wir Ideen

**Abb. 2** Nach Kant wird Glück nicht einfach im Erleben persönlicher Lust gefunden, die aus der Befriedigung entsprechender Neigungen entsteht. Die Diskrepanz zwischen bloßer Sättigung des Begehrens und Glückserfüllung spiegelt sich auch in der Vorstellung des Schlaraffenlandes, wie sie hier Pieter Bruegel der Ältere in seinem Gemälde *Schlaraffenland* (um 1587) [verbildlicht](#).



für unser Handeln in der Welt brauchen, weil wir immer wieder einen »Maßstab« benötigen, anhand dessen wir unser Tun und Lassen orientieren können.<sup>1</sup>

Die Vorstellung vom Glück allerdings, so präzisiert Kant seine Analyse, ist gerade keine Idee der Vernunft wie die Tugend, wie das Recht oder die Gerechtigkeit. Diese enthalten in der Freiheit des Menschen gründende Forderungen der Vernunft, denen gefolgt werden soll, auch wenn dies bedeutete, dass sinnlich fundierten Neigungen dann gerade nicht entgegengekommen werden könnte. Die Erfüllung der Neigungen aber ist der zentrale Gedanke der Glücksvorstellung. Sie kann deshalb nicht unabhängig von der sinnlichen Verfassung des Menschen verstanden werden und auf bloßer Vernunft beruhen. So kann sie keine Idee der Vernunft sein. Vielmehr muss die Vorstellung vom Glück, die dem Menschen wie unscharf auch immer vor Augen steht, als ein »Ideal der Einbildungskraft« gelten.

Ein Ideal, definiert Kant, ist eine »Idee, nicht bloß in concreto, sondern in individuo« (CrV A 568 B 596). Das heißt, es wird »in einzelner Darstellung« ein Muster dessen, was in der Idee in seiner Vollkommenheit gedacht wird, vorgestellt (CU, 232). So handelt es sich beim Ideal jeweils nicht um eine die Idee erschöpfende, sondern um ihre *exemplarische* Darstellung. Weil das »Vermögen der Darstellung« im allgemeinen die Einbildungskraft ist, nennt Kant solcherart Ideale in einem erläuternden Sinn auch ein »Ideal der Einbildungskraft« (ebd.). Vollkommenes Glück also ist ein bloßes Gedankending, das in seiner bloß formal bestimmten Beschaffenheit (siehe oben) nichtssagend ist. Exemplarisch vorgestelltes oder exemplarisch wirkliches Glück dagegen, wie es konkret, anschaulich, gehaltvoll und durchaus unvollständig sich darbietet, eben in Gestalt eines »Ideal[s] der Einbildungskraft«, vermag dem Einzelnen als Bezugspunkt entsprechender Ambitionen zu dienen.

Aufschlussreich ist, dass Kant nur an einer einzigen anderen prominenten Stelle seines Werkes noch einmal vom Ideal der Einbildungskraft handelt. Neben dem Glück ist es die Schönheit, die sich nicht als Idee der Vernunft, sondern allenfalls als Ideal der Einbildungskraft in maßstäblicher Weise begreifen lässt (ebd.). Nach Analogien zwischen Glück und Geschmack zu suchen, bietet sich deshalb an. Kant betont, dass es »keine objective Geschmacksregel« geben könne, »welche durch Begriffe bestimmte, was schön sey«. Zur Begründung führt er an, dass »alles Urtheil aus dieser Quelle [...] ästhetisch [ist]«, und das heißt: »das Gefühl des Subjects, und kein Begriff eines Objects, ist sein Bestim-

mungsgrund« (CU, 231). Diese Einschätzung lässt sich ohne Abstriche auf das Prädikat ›Glück‹, ›glücklich‹ übertragen. Auch hier gilt, dass es keine objektive Regel geben kann, welche durch Begriffe (oder Ideen der Vernunft) bestimmte, was glücklich sei.

So verstanden, vertritt Kant sicher keine objektivistische Theorie des Glücks (oder des Schönen). Allerdings wird man sie auch nicht als subjektivistisch im Sinne von relativistisch (miss)verstehen dürfen. Wenn auch von dem in Disposition und Ausformung seiner Neigungen ganz individuell verfassten einzelnen Subjekt nie abgesehen werden darf, wenn von dessen Glück die Rede ist, so ist doch nicht beliebig, was als solches anzusehen ist. Zwar zeigt sich das Glück wie das Schöne nur in einzelnen Gestalten und individuell. Es erschöpft sich aber nicht im Vorliegen mehr oder weniger angenehmer privater Gefühle als Ergebnis der Befriedigung dieser oder jener Neigungen. Die Kunst liegt darin, diesen eine Form zu geben, die sie in einen individuell passenden Lebensentwurf integriert. Der darf allerdings nicht zur Erstarrung der Lebensgestaltung führen. Wir müssen so flexibel bleiben, dass wir auf Widerfahrungen, wie sie uns jederzeit im Guten und im Schlechten zustoßen können, in offener Weise zu reagieren vermögen. Verfügbare und unverfügbare Elemente greifen ineinander, wenn es um Möglichkeit und Wirklichkeit des Glücks geht.

#### NACH GLÜCK STREBEN – WARUM UND WIE TUN WIR DAS?

Auch wer den Anteil des Unverfügbaren am Glück betont, das sich gar nicht erstreben lässt, wird das Gewicht der eigenen Aktivität nicht unterschätzen, ohne die kein glückliches Leben zu haben ist. Zwar gibt es zweifellos Zufallsglück oder *fortuna*, eine Fügung der Dinge, die ganz mit meinen Wünschen und Absichten übereinstimmt. Nicht ich selbst und meine Anstrengungen werden in diesem Fall als Ursprung dieser günstigen Konstellation der Dinge gelten, sondern es ist der Zufall, der sie auf diese Weise verbunden hat. Im Ernst wird jedoch kaum jemand annehmen, sich aller eigenen Gestaltung seines Lebens enthalten zu können, um sich im Guten und im Schlechten allein dem zu überlassen, was Andere oder was der Zufall so oder anders einrichten. Mit jedem noch so alltäglichen Tun und Lassen bewirken wir in der Regel etwas am Lauf der Dinge, das auf uns als Urheber zurückgeht. Und darum wissen wir. Allein weil wir

uns in dieser Weise selbst thematisieren können, können Fragen wie die nach dem Glück sich überhaupt stellen. Nur wer von sich, seinen Wünschen und Zielen einerseits und seinen Fähigkeiten, seiner Wirksamkeit und seiner Endlichkeit andererseits weiß, in wie beschränktem Maß auch immer, kann um das Glück als Erfüllung seines Verlangens besorgt sein. Er oder sie wird nach Glück streben, das heißt, versuchen, es durch geeignetes Handeln zu befördern. Die Anerkennung des Glücksstrebens als eine zentrale humane Eigenschaft reicht bekanntlich bis dahin, dass der »pursuit of happiness« ausdrücklich zu den unveräußerlichen Rechten des Menschen gezählt wird, die uns vom Schöpfer verliehen seien.<sup>2</sup> Doch nach Glück streben, wie macht man das?

Im Gegensatz zu Nietzsche, dem das Glücksstreben ein Thema vor allem der angelsächsischen, utilitaristisch geprägten Denktradition zu sein scheint und der schreibt: »Der Mensch strebt *nicht* nach Glück; nur der Engländer thut das«,<sup>3</sup> nimmt Kant das Auslangen des Menschen nach Glück ernst und wichtig. Er versteht es als eine im Menschen angelegte »Absicht«, die wir »insgesamt nach einer Naturnotwendigkeit *haben*« (*Grundlegung*, 415). Dass wir diese Absicht verfolgen und nach Glück streben, bildet für jeden von uns ein »Problem«, das er oder sie sich nicht ausgesucht hat, sondern das einem jeden »durch seine endliche Natur selbst« »aufgedrungen« ist, wie Kant hervorhebt (CpV, 25). Der Mensch ist ein durch und durch »bedürftiges Wesen«, und seine Vernunft, sagt Kant, hat »einen nicht abzulehnenden Auftrag von Seiten der Sinnlichkeit, sich um das Interesse derselben zu bekümmern und sich praktische Maximen, auch in Absicht auf die Glückseligkeit dieses und wo möglich auch eines zukünftigen Lebens, zu machen« (CpV, 61).

Kant buchstabiert solche praktischen Maximen nirgends zusammenhängend und im Detail aus. Und er ist sehr zurückhaltend, was konkrete und inhaltlich bestimmte Anweisungen fürs Glücklichein angeht. Allenfalls eine vorsichtige »Rathgebung« sei möglich, »die aber bloß unter subjectiver gefälliger Bedingung, ob dieser oder jener Mensch dieses oder jenes zu seiner Glückseligkeit zähle, gelten kann« (*Grundlegung*, 416). Kant gesteht die relative Schwäche der Vernunft, wenn sie zum Glück des Einzelnen leiten soll, freimütig ein. Das wurde bereits im vorhergehenden Textabschnitt deutlich.

Trotz dieser Vorbehalte lassen sich aber wesentliche und auf formale Aspekte beschränkte kantische Maximen des Glücksstrebens identifizieren.<sup>4</sup> Sie betreffen den klugen Umgang mit den eigenen Neigungen, welche es auch seien,

in deren umfassender Erfüllung Kant menschliches Glück begründet sieht.

Die Menschen müssen sich nach Kant zu ihren sinnlichen Antrieben, die sie hierhin und zugleich dorthin ziehen, verhalten. Genauer haben sich die Einzelnen unter eine selbst aufgegebene Disziplin zu stellen (vgl. CU, 432–434). »Ohne Disciplin seiner Neigungen kann der Mensch nichts erhalten«, heißt es in einer Ethik-Vorlesung Kants.<sup>5</sup> Kultur als Herrschaft über sich selbst ist erforderlich, wo die Natur uns mit Antrieben aller Art allein als »Leitfäden« ausgestattet, ihre Ausformung (oder Vernachlässigung) aber ganz uns selbst überlassen hat (CU, 432). Organ dieser Herrschaft über sich selbst ist die Vernunft.

Selbstherrschaft oder Autokratie ist für Kant mitnichten ein Instrument der Unterdrückung des Begehrens. Im Gegenteil bedarf dieses, weil es menschliches Begehren ist, der durch Vernunft vorzugebenden Struktur. Die Sinnlichkeit des Menschen ist so beschaffen, dass sie die formende, kultivierende Kraft der Vernunft zur Stillung ihrer eigenen Bedürfnisse nötig hat. »Natürliche Neigungen«, schreibt Kant, seien, »an sich selbst betrachtet, gut« und daher »unverwerflich« (*Religion*, 58). Deshalb sei es »nicht allein vergeblich, sondern es wäre auch schädlich und tadelhaft, sie ausrotten zu wollen« (ebd.). Eine so verstandene Askese fände Kants Beifall nicht. Aber, sagt Kant, man muss natürliche Neigungen »bezähmen, damit sie sich untereinander nicht selbst aufreiben, sondern zur Zusammenstimmung in einem Ganzen, Glückseligkeit genannt, gebracht werden können« (ebd.). Die Vernunft, die solches leiste, sei die *Klugheit*. Wie jedoch sieht eine kluge Gestaltung unseres Begehrens, die zu unserem Glück vonnöten ist, aus?

Vor allem eines hebt Kant hervor: Niemals sollten wir uns an einzelne Gefühle und Neigungen derart binden, dass wir sie nicht mehr im Lichte der Gesamtheit unserer Gefühle und Neigungen sehen und in ihrem ›Wert‹ prüfen können. Damit nämlich würden wir auf eine Fähigkeit Verzicht leisten, die uns Menschen auszeichnet: die mit unserer Vernunft als »Vermögen der Ideen« (CU, 266) gegebene Fähigkeit, ein Ganzes in Gedanken zu haben und alles Einzelne, empirisch Beschränkte an der Idee dieses Ganzen messen zu können. Lassen wir uns nun von einem bestimmten Gefühl, einem Affekt, oder einer bestimmten Neigung, einer Leidenschaft, gleichsam zur Gänze ausfüllen, so wird unser Sinnen und Trachten auf einen einzigen Punkt und eine einzige Perspektive zusammengezogen. Die Folge ist, dass unsere Vernunft außer Kraft gesetzt wird, weil sie ihrer Urteilsfunktion nicht

nachkommen kann — der Bewertung eines Gefühls nach dem Begriff eines Maximums an Wohlbefinden, der Bewertung des Gegenstandes einer Neigung im Horizont der Idee von der Summe aller Neigungen.

Ein Ganzes, das über die Beschränkung alles Empirischen hinausweist, niemals selbst sein, aber doch im Blick haben und das eigene Leben anhand solcher Vorstellungen begreifen und orientieren zu können — dieser mit seiner Vernunftbegabung einhergehende Vorzug des Menschen wäre preisgegeben. Zwar muss er sich spätestens in seinem Tun unweigerlich festlegen — auf die Verfolgung dieser Neigung unter Ausschluss jener. Dadurch bestimmt er sich spezifisch. Doch tut er dies, wenn er es mit Vernunft tut, im Bewusstsein und vor dem Hintergrund eines Horizontes alternativer Möglichkeiten. Er nimmt *seine*, notwendig beschränkte Perspektive ein und bezieht *seinen* individuellen Standpunkt — doch sehenden Auges und nicht blind. Und wir sollten nicht meinen, die im Licht der Vernunft stehenden Gefühle könnten nicht die zutiefst empfundenen und die im Licht der Vernunft ergriffenen Neigungen nicht unsere intensivsten Begehren sein. Das unterstreicht Kant ausdrücklich (vgl. *Anthropologie*, 253 f.). Er sieht hier keine Alternative zwischen Vernunft und Gefühl — auch und erst recht in Hinsicht auf das Glück nicht.

#### GERECHTES GLÜCK — GIBT ES DAS?

Unberechenbarkeit und Kontingenz sind Merkmale des Glücks, die mit ihm unlösbar verbunden sind. Zwar lassen sich diese oder jene Empfehlungen, Ratschläge oder gar Maximen formulieren, die ein glückliches Leben befördern helfen, und einige solcher Überlegungen wurden soeben diskutiert. Doch niemand kann sich einen zuverlässigen Plan anfertigen, der sie oder ihn — falls sie nur klug kalkulieren — sicher zum Glücklichein führt. Niemand kann ja auch nur zweifelsfrei für sich selbst sagen, was genau sie oder ihn glücklich machen wird. Denn dies kann von jedem Individuum »blos empirisch erkannt werden« (CpV, 25). Das heißt, es muss ausprobieren und verschiedenste Erfahrungen machen, um zu sehen, was »sein besonderes Gefühl der Lust und Unlust« (ebd.) anspricht und ausfüllt und sich dann auf solcher Grundlage festlegen. Wer aber hätte die Zeit, die Ressourcen, die Talente, um wirklich *alles* zu kosten und zu prüfen, was ihm oder ihr attraktiv erscheint? Zufällig gegebene Bedingungen werden wesentlich mitbestimmen, von welchen

Lebenszielen sich jemand Glück verspricht.

Hat nun jemand das gefunden, worin sie oder er für sich »seine Glückseligkeit zu setzen habe« (ebd.) und das eigene Tun und Trachten entsprechend gebunden, so ist auch damit noch längst nicht alles gewonnen. Nicht nur kann das Streben nach der Art der Lebenserfüllung, der man sich verschrieben hat, ganz fruchtlos bleiben. Jene »besondere Ungunst des Schicksals« oder »kärghche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur«, wie sie Kant im Zusammenhang der scheiternden Durchsetzung moralischer Zwecke an der bekannten Stelle zu Beginn der *Grundlegung* (394) in Anschlag bringt, kämen dann auch hier zum Tragen. Aber selbst wenn das Ersehnte zur Wirklichkeit geworden ist, kann es die nach Glück Verlangenden dennoch enttäuschen. Es fühlt sich anders an, als sie sich vorgestellt hatten. Oder aber das Glücklichein, die Befriedigung, die sie aus der Realisierung des Begehrten ziehen, hält nicht an. »Abänderungen« des Gefühls der Lust und Unlust »in einem und demselben Subject« finden statt, die zur Umorientierung von Bewertungen und zur Neuausrichtung des Strebens nach Erfüllung führen (vgl. CpV, 25).

Deutlich dürfte sein, dass die Erfüllung, die wir Glück nennen, sich nicht berechnen, sich nicht ein für alle Mal und definitiv bestimmen, sich nicht einmal direkt intendieren lässt. Denn allein über unabhängige Ziele, deren Sache wir uns zu eigen machen, können wir es zu treffen versuchen. So ist Kants Klage verständlich, dass es ein »Unglück« sei, »daß der Begriff der Glückseligkeit ein so unbestimmter Begriff ist, daß, obgleich jeder Mensch zu dieser zu gelangen wünscht, er doch niemals bestimmt und mit sich selbst einstimmt sagen kann, was er eigentlich wünsche und wolle« (*Grundlegung*, 418). Grundsätze und Prinzipien, seien sie auch noch so ausgeklügelt und auf individuelle Bedingungen zugeschnitten, reichen auf diesem Feld des Praktischen nicht hin, vor allem weil wir uns das Netz der involvierten Faktoren in ihrer Verknüpfung nicht transparent machen können. Die Verhältnisse der hier wirkenden Kräfte sind uns in ihrer Komplexität schlicht undurchschaubar.

So tritt — jedenfalls aus der uns möglichen Perspektive — gleichsam an allen Ecken und Enden der Zufall in sein Recht. Der Zufall, sagt Kant in seiner *Metaphysik-Vorlesung*, ist »das blinde Ungefähr«. <sup>6</sup> Er fällt heraus aus dem von uns immer schon unterstellten und oft auch bestätigten »Zusammenhange der Dinge«, demzufolge sie in gesetzmäßig strukturierten Verhältnissen der Wirkung und Wechselwirkung stehen. Sehen wir nun statt Gesetzmäßigkeit »das blinde Ungefähr«



**Abb. 3** Demokrit gilt als einer der ersten Philosophen, der in seiner Lehre Überlegungen zur Euthymia, zur Heiterkeit und Ausgeglichenheit der Seele anstellte. Das Motiv des lachenden Demokrit in der bildenden Kunst bringt die Verbindung von Philosophie und Glück zum Ausdruck. Denn Euthymia entsteht nach Demokrit nicht aus der Lust schlechthin, sondern aus der Begrenzung und Unterscheidung der Lüste. Zeichnung, Jan van der Bruggen zugeschrieben, Datum unbekannt.

oder den Zufall walten, so muss das »vernunftwidrig« erscheinen. <sup>7</sup> Sind doch Verstand und Vernunft Organe der Erhellung von Zusammenhängen dadurch, dass wir uns mit ihrer Hilfe und vornehmlich anhand des Kausalprinzips das, was geschieht oder geschehen soll, aus- und offenlegen. Was nun »in aller Absicht«, und wir müssen wohl lesen: »in aller Hinsicht« zufällig ist, argumentiert Kant, bildet eine »Ausnahme aller Gesetze und Gründe«. <sup>8</sup> Als solches irritiert es uns. Der Zufall liefert keinen »Erklärungsgrund von Begebenheiten«. Es gibt Kant zufolge nur zwei Erklärungsgründe, die unsere Vernunft kennt und auf die sie zurückgreift, wenn sie die Dinge beurteilt: Freiheit und Natur. Mit der Annahme eines »blinden Ungefähr« sind beide gleich unverträglich. So steht der Zufall der auf Freiheit beruhenden Absicht ebenso entgegen wie dem, was sich als Naturgeschehen unabhängig von den Intentionen verschiedener Akteure vollzieht und



**Abb. 4** Unberechenbarkeit und Kontingenz sind nach Kant untüchtige Merkmale des Glücks, trotz aller klugen Strategien, die wir ersinnen und einsetzen mögen. In dem gestischen, abstrakten Gemälde von Cy Twombly mit dem Titel *Empire of Flora*, das er 1961, in einer für ihn persönlich glücklichen Lebensphase, gemalt hat, kommt diese Dynamik, die vom Zufall ausgehen kann, zum Ausdruck.

dabei allgemein gültigen Gesetzmäßigkeiten folgt.

Irritierend ist der Zufall in erster Linie dann, wenn er die in unserem Selbstverständnis als freie Wesen wurzelnden Ordnungen zu konterkarieren scheint. Unsere Vorstellungen der angemessenen Korrelation von Einsatz und Gewinn, von Leistung und Erfolg, von Verdienst und seiner Anerkennung geraten ins Wanken. Fragen nach der Gerechtigkeit werden wach. Sollte etwa derjenige, der sein Glück auf Wegen sucht, die Anderen die Aussichten auf ihr Glück verschließen, sich

eines ungetrübten Wohlergehens erfreuen dürfen, während jene ungerecht leiden und sich um ihre Lebenserfüllung betrogen finden? Kant ist überzeugt, dass Fragen wie diese die Menschen nicht loslassen. »Sobald die Menschen über Recht und Unrecht zu reflectiren anfangen, [...] mußte sich«, schreibt er in der dritten *Critik*, »das Urtheil unvermeidlich einfinden: daß es im Ausgange nimmermehr einerley seyn könne, ob ein Mensch sich redlich oder falsch, billig oder gewalthätig verhalten habe, wenn er gleich bis an sein Lebensende, wenigstens sichtbarlich, für seine Tugenden kein Glück, oder für seine Verbrechen keine Strafe angetroffen habe. Es ist: als ob sie in sich eine Stimme wahrnähmen, es müsse anders zugehen« (CU, 458).

An exakt diese »Stimme« unserer Vernunft knüpft Kant mit seinem Gedanken vom »höchsten Gut« an (vgl. CpV,

110 f.). Die Menschen können nicht anders, als dieser Stimme nachzugehen und sie mit genaueren Artikulationen zu versehen. Sie überlegen, wie das offensichtliche Missverhältnis zwischen einem »Weltlauf«, der die Sonne über Gerechte wie Ungerechte gleichermaßen scheinen lässt, und ihren moralischen Ansprüchen »ausgeglichen« werden kann (CU, 458). Die Idee einer gerechten Verbindung von Moral und Glück kann nach Kants Überzeugung niemals verloren werden oder in Vergessenheit geraten.

Es ist ebenso schmerzlich wie evident, dass *uns* prinzipiell die Kräfte fehlen, Verhältnisse, die dieser Idee einer gerechten Verbindung von Moral und Glück entsprechen, auch Wirklichkeit werden zu lassen. Wer sollte für den angemessenen Ertrag unserer gewissenhaften Anstrengungen und legitimen Ambitionen im Ganzen sorgen? Hier führt Kant den Gedanken an einen mächtigen und moralischen Gott ein, von dem sich erhoffen lässt, dass er das von uns selbst nicht zu Leistende *ergänze*.<sup>9</sup> So ist das Glück am Ende für Kant nicht nur etwas, das wir uns wünschen und dem wir auf mehr oder weniger kluge und erfolgreiche Weise nachgehen, sondern nicht weniger etwas, das wir uns gerechterweise erhoffen. Nur in der zuletzt genannten Perspektive hat das Streben nach Glück für Kant einen Wert.

Warum genau aber ist dies so? Mit klug oder unklug eingesetzter Vernunft streben die Menschen nach Glück, und jede und jeder tut dies aufgrund des Prinzips der »Selbstliebe«. So nennt Kant das Prinzip, sich die je eigene Glückseligkeit »zum höchsten Bestimmungsgrunde der Willkühr zu machen« (CpV, 22). Es lebt jedoch niemand für sich allein, sondern wir befinden uns in ständigem Austausch mit Anderen und anderem. Entsprechend ist die menschliche Selbstliebe ein sehr komplexes Phänomen. In einer zentralen Passage der Religionsschrift buchstabiert Kant sie genauer aus: Sie ist genauer besehen »vergleichende Selbstliebe«. So lautet der »Titel der zwar physischen, aber doch *vergleichenden* Selbstliebe (wozu Vernunft erfordert wird) [...]: sich nämlich nur in Vergleichung mit andern als glücklich oder unglücklich zu beurtheilen« (*Religion*, 27).

Kant hebt die soziale Dimension individueller Selbstliebe hervor, und er analysiert die Subtilität und Dynamik, die diese Dimension dem menschlichen Glücksstreben hinzufügt. Neigungen, »*sich in der Meinung Anderer einen Werth zu verschaffen*«, bilden sich aus (ebd.). Der eigene Rang und die eigene Reputation werden zum Problem. Rivalität und die Sorge, nicht übervorteilt zu werden, die sich nun mit der Selbstliebe verbinden, münden in den Drang, wenigstens vor-

sichtshalber eine Position der »Überlegenheit« über Andere zu erreichen und zu sichern. Daraus wiederum entspringen nach Kant Feindseligkeit, Neid und Herrschsucht, in die sich die entsprechenden Neigungen verkehren. An sich nämlich, so argumentiert Kant, schließt der natürliche Wetteifer die »Wechseliebe« nicht aus; er interpretiert ihn vielmehr als Antriebskraft der menschlichen Kultur (ebd.).

Wäre also das Glücksstreben nach dem Prinzip der Selbstliebe, das in kultivierter und kluger Weise die Wechseliebe einschließt, in Kants Augen von alles überragendem Wert? Nein. Denn diese Konzeption ließe den Gesichtspunkt des gerechten Glücks außer Acht. Liebe des Anderen als Neigung ist ihrer Natur nach schwankend, was ihre Reichweite, ihre Beständigkeit, ihre Stärke angeht. Unberechenbarkeit und Kontingenz, die sich als Merkmale des Glücks zeigten, kennzeichnen diese Liebe nicht minder. Klugheit und Kultur mögen ihr eine gewisse Stabilität verleihen, so dass sie sogar als einzige und grundlegende Triebkraft des guten menschlichen Handelns gelten könnte. Doch Kant teilt eine solche Ansicht nicht.

Er legt dar, dass es noch eine ganz andere Quelle menschlichen Handelns gibt. Und nur sie ist Ausweis spezifisch menschlicher Freiheit. Sicherlich setzt das Streben nach Glück Wahlfreiheit oder, wie Kant sagt, »*freye Willkühr*« (MS, 213) voraus, wie sie sich zum Beispiel in individuellen Glücksentwürfen manifestiert. Doch beschränkt sich das Anwendungsfeld dieser Art von Freiheit offensichtlich auf den jeweils gegebenen Bestand individuell vorhandener Neigungen, Begehungen und Bedürfnisse, mit denen in kluger und kultivierter Weise umzugehen ist. Die kluge Vernunft ist insofern eine Subkompetenz theoretischer Vernunft.<sup>10</sup> Aber wir sind Kant zufolge auch mit reiner praktischer Vernunft begabt, das heißt mit Vernunft, die »für sich selbst *practisch*« ist.<sup>11</sup> Sie operiert im Gegensatz zur klugen theoretischen Vernunft unabhängig von allen Neigungen, welche die offensichtlichen, sozusagen auf der Hand liegenden Antriebe individuellen Handelns bilden und deren Befriedigung im Ganzen in der Idee des Glücks vorgestellt wird.

Praktische Vernunft hat ihre eigene Wirksamkeit, ihre »Causalität«, wie Kant formuliert.<sup>12</sup> Dadurch kann sie unseren Willen kraft eines eigenen Gesetzes und damit als Kausalität der Freiheit (vgl. CpV, 15) direkt und unmittelbar bestimmen. In dieser Freiheit als Selbstgesetzgebung besteht für Kant Moralität. Die Maximen unseres Handelns, die natürlicherweise Ausdruck individuellen Glücksstrebens sind, sollen wir von einem ganz anderen, nämlich dem mora-



lischen Standpunkt aus in den Blick nehmen. Können wir es zum Beispiel als ein Gesetz menschlichen Handelns wollen, wenn im Verfolg des je eigenen Glückes gelogen, betrogen und übervorteilt wird, um von Schlimmerem zu schweigen? Wenn wir dies im Ernst nicht wollen können, dann sollten wir es im einzelnen Fall auch nicht tun.

Darin, diese Freiheit zu haben, liegt eine Würde, die sich von Rang und Reputation, wie sie die Selbstliebe erstrebt, unterscheidet und die jedem Menschen in gleichem Maße zukommt. Gäbe es diesen Standpunkt der Freiheit nicht, könnten Fragen nach Gut und Böse, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sich nicht einmal stellen. Jeder würde allein mit dem befasst sein, was im Licht des engen Horizontes individuellen Glücksstrebens gut oder schlecht ist, selbst wenn die Belange der ihm Nächsten und Liebsten vermutlich mit berücksichtigt würden. Aber die Menschen sind fähig, solche Grenzen zu überschreiten, im Denken und auch im Handeln. Genau das bringt Kant eindrücklich zum Ausdruck, wenn er im bekannten Beschluss der zweiten *Critik* »das moralische Gesetz in mir« und den »bestirnte[n] Himmel über mir« in einem Atemzug aufruft und von beiden sagt, dass sie Welten vorstellen, die »wahre Unendlichkeit« haben. Dennoch liegen sie nicht im Dunkeln, sondern: »ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz« (CpV, 161 f.).

Die weiter oben analysierte Unzulänglichkeit unserer Einsicht in das, was uns wahrhaft glücklich macht, erscheint in dieser Perspektive gar nicht so sehr als Mangel denn als Vorzug (vgl. CpV, 146–148). Sie erleichtert die Konzentration auf die Gestaltung des Lebens nach Maßgabe der praktischen Vernunft, der zufolge die moralische, unserer Freiheit geschuldete Form der Existenz deren wesentliche Bestimmung ist. Sie bildet den unverzichtbaren Rahmen für jede Glückserfüllung, wie Kant überzeugend darlegt. Der oft gegen ihn erhobene Vorwurf des Rigorismus mag allenfalls die ein oder andere zugespitzte Formulierung treffen, läuft der Sache nach aber wohl ins Leere.

**1** Vgl. *Natürliche Theologie Volckmann nach Baumbach*, AA XXVIII, 1131–1132.

**2** *Declaration of Independence*, 4. Juli 1776, in: Beeman 2012, 2.

**3** Friedrich Nietzsche: *Götzen-Dämmerung*. In: Nietzsche Werke, Bd. 6, 61.

**4** Vgl. die ausführlichere Darstellung in Himmelmann 2003, 149–189.

**5** *Moralphilosophie Collins*, AA XXVII, 361.

**6** *Metaphysik L1 (Pölitz)*, AA XXVIII, 199.

**7** Ebd.

**8** Ebd., 200.

**9** Vgl. *Religion*, 139, 171; CpV, 128.

**10** Vgl. Kants Ausführungen zur Unterscheidung theoretischer von praktischen Vernunftprinzipien in den Einleitungen zur *Critik der Urtheilskraft*. In: CU, 171–173, und in: AA XX, 195–197.

**11** Vgl. *Grundlegung*, 461, und MS, 214.

**12** Vgl. CrV A 547 B 575; *Grundlegung*, 448.

– – –

**Abb. 1** Kuntze: Ölgemälde. Wikimedia Commons

**Abb. 2** Bruegel der Ältere: Ölgemälde. Wikimedia Commons

**Abb. 3** Van der Bruggen zugeschrieben: Zeichnung. Alamy Stock Photo W57R58

**Abb. 4** Twombly: Ölgemälde. Alamy Stock Photo RKD4EM

**Abb. 5** Gahó: kolorierte Zeichnung. © Tokyo University Enryō Research Center Collection



**Abb. 5** Schon immer suchten die Menschen nach Glück – die Philosophie des Glücks bildet kulturübergreifend einen philosophischen Schwerpunkt. Der japanische Philosoph Inoue Enryō verifiziert zwei Vertreter des Westens, Sokrates und Kant, sowie zwei des Ostens, Buddha und Konfuzius, die in seinen Augen die Philosophie schlechthin repräsentierten. Alle vier widmeten sich den Möglichkeiten und Wegen, Weisheit und Glück zu erreichen, und sind in dem Gemälde *Die vier Weltweisen* vereint; bis heute werden sie im Schrein der vier Weisen im Philosophenpark in Nakano (bei Tokio) verehrt. Der Maler Hashimoto Gahō hatte das Werk 1895 auf Wunsch von Enryō geschaffen, der bei seinem Besuch Königsbergs 1902 der Stadt eine Kopie überreichte.